

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 13.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Färbren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Quellen von Isehl.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Beschluß.)

Nach einer Weile fragte die Gräfin: „Was war es mit dem Aderlaß?“

„Eine kleine Lection, die er seinem sogenannten Freunde gegeben hat,“ antwortete der Graf. „Es interessiert Dich weiter nicht.“

Und doch betraf es sie, aber das wußte er selbst nicht. Franz, schon gereizt durch die Störung, welche seine Hoffnungen in Bezug auf die einsame Ida vernichtete, hatte sich, als er mit Bruno wieder zusammentraf, eine freche Aeußerung über sein Verhältniß zu der Gräfin erlaubt und war dafür durch eine Kugel, die ihm die glatte Backe zerriß, bestraft worden. Graf Kippach hatte keine Ahnung, welche Ursache den Zweikampf herbeigeführt, in welchem er Bruno auf dessen Bitte secundirte. Bruno wollte ihn zum Zeugen machen, wie er die Ehre seiner Gemahlin rächte, und verschwieg ihm den Anlaß unter der Versicherung, daß hier nichts zu ändern sei und er sich mit Franz gegenseitig das Ehrenwort gegeben habe, zu schweigen. Letzteres war der Fall. Auch nach Bruno's baldiger Abreise hielt es Franz. Er laborirte ziemlich lange an seiner Wunde, für welche er Efferterie genug besaß, Dr. Sill, ob schon vergebens, in Anspruch zu nehmen. Schmerzlich besah er sich oft in dem Spiegel —

jetzt findet er sich aber schon interessant und hofft es auch Andern zu sein.

Auf der Reise schmolz nach und nach das Eis um Constancens Herz vor dem warmen Hauche des Mitgeföhls, den ihr die Jugendfreundin entgegenbrag. Volles Vertrauen war freilich erst die Frucht späterer Zeit, aber sie blieb nicht aus. Dem Gedanken, die Freistadt des Klosters zu suchen, hatte Constance entsagt, aber eben so wenig nahm sie das Erbieten der Gräfin an. Sie fühlte das Bedürfniß und auch den Muth, selbstständig zu sein, denn es gehört Muth dazu, mit sechsundzwanzig Jahren als alleinstehendes Mädchen fremden Anhalt zu verachmähnen. Constance besaß ihn, und hatte es über sich gewonnen, von der Fürstin die Mittel anzunehmen, welche ihr eine bescheidene Existenz sicherten — ein Mehr, mit dem sie die Geberin ungemessen übersfluten wollte, hatte sie jedoch entschieden abgelehnt.

„Ist es Ihnen Ernst,“ fragte die Gräfin in einer Stunde des Vertrauens, „auch für den Fall, daß einst nichts mehr zwischen Ihnen stände, den Mann Ihrer ersten und einzigen Liebe zurückzuweisen, wenn er mit aufrichtiger Bewerbung nahte?“

„Mein heiliger Ernst!“ antwortete Constance mit getrübttem Blicke, aber fest. „Er hat mich verstoßen, und sein späteres Benehmen — doch lassen Sie es ruh'n! Glücklicherweise könnt' ich durch ihn nie und ihn glücklich zu machen, würde mir Vieles fehlen — selbst,“ setzte sie mit einem erzwungenen Lächeln hinzu,

„selbst wenn ich mich dem Messer des Doctor Sill unterworfen hätte.“

Dr. Sill konnte sich nicht so leicht darüber beruhigen, als sie, er dachte oft mit wahren Aerger an den Ruhm, der ihm durch die Heilung eines so frapanten Schielsen gebracht worden wäre und tröstete sich nur mit dem ihn selbst überraschenden Erfolge, welchen seine Behandlung der Fürstin hatte. Die kranke Frau blühte wahrhaft wieder auf. Zwar konnte die Rückkehr ihres Gemahls, die Versöhnung mit ihm, welche Statt gefunden hatte, einigen Einfluß auf die Genesung gehabt haben — allerdings lassen sich die psychischen Einflüsse nicht ablängnen, dachte Dr. Sill, aber ohne mich, ohne die consequente Cur, der ich sie unterworfen habe, wie wäre es ihr möglich gewesen, nur die Saison zu überleben? Bei einem so total verstimmtten Nervensystem! Wahrhaft lächerlich! Nächst mir haben sie die Quellen von Tschl gerettet.

„Water,“ sagte Ida bei einem Ausfluge nach dem Hallstädter See, als das fürstliche Paar allein am Ufer des einsamen, wildschönen Gewässers unter den düstern Tannen dahinwandelte, „wir sind hier wohl bald überflüssig?“

Der Vater schalt sie — aber er hatte nicht Unrecht. Wenn der Fürst mit seiner Gemahlin wieder vereint war und ihr äußerlich alle Rücksichten bewies, so war das nicht, wie sie wähnte, der Drang eines reuigen, ihr wiedergeschenkten Herzens: sein Herz, weiß Gott! war ihr so fremd, wie je! Es war die zauberische Gewalt des Mädchens, das er einst so wahr geliebt, das er dann schwach geopfert hatte, dem er später in unlauterem Feuer genah, das ihn mit jungfräulicher Hoheit gedemüthigt und selbst den Geläuterten, der nur um eine Hoffnung für die Zukunft bat, auf immer verwiesen hatte. Ihr Wort und ihre Bitte waren es gewesen, die Forderung eines Beweises seiner Liebe, das Versprechen ihrer Verzeihung und freundlichen Andenkens, welche ihn wieder zu seiner Pflicht zurückgeführt hatten.

Wird er ihr treu bleiben? Wohl kaum! Wenn dieser strenge Winter vorüber sein wird und mit den warmen Lüften die Wanderlust erwacht, dann wird eines Morgens auch der Fürst von seiner Gemahlin Abschied nehmen und in der romantischen Ferne, im Strudel des Lebens Ersatz für die Riesenanstrengung suchen, welche ihn das frostige Halbjahr des Zwanges gekostet hat. Dann steht wohl zu erwarten, daß der Fürstin Nerven wie-

der in Aufruhr gerathen und Dr. Sill, der sich ihr unentbehrlich gemacht, ist schon mit sich einig, sie nach Gastein zu schicken, wo sich ja Alles kräftigen und verjüngen soll. Wir wissen zwar nicht, ob es dem alten Herrn, den wir im vorigen Sommer mit großem Comitatus und einer schönen jungen Gemahlin dort begegneten, ob es den Staatsmännern, die sich in jetzigen Zeitläuften einen starken Arm zum Rudern holen wollten, den Gelehrten, die nach Douchebädern für den abtrünnigen Kopf schmachteten, den schwachen Dichtern, den welkenden Damen gelungen ist, Jugend und Kraft an der donnernden Acha zu gewinnen — aber die Reise dahin empfehlen wir, gleich dem Dr. Sill, Allen, die sich, wenn auch nicht verjüngen, wenigstens erfrischen wollen.

Und Constance?

S könntet Ihr einen Blick in das kleine freundliche Haus auf der Wieden thun, das sie bewohnt, in ihr stilles Walten und Leben, in ihr gefasstes, zufriedenes Gemüth, dann würdet Ihr unbesorgt um ihre Zukunft sein; einer starken Seele ist sie stets gesichert.

Der Königsmörder.

Erzählung von F. Schrader.

Der Morgen des 30. Januars 1649 war angebrochen. Der Himmel sah düster aus und über Englands Hauptstadt lagerte eine dumpfe, unheilverkündende Stille. Kein Lüftchen rührte, kein Mensch regte sich. Selbst der junge Tag kämpfte lange mit den bleichenden Schatten der Nacht, gleichsam als ob er sich scheue, Zeuge eines Verbrechens werden zu wollen, das jedes menschliche Gefühl empören mußte; denn es war der Tag, an welchem Parteisucht und Intrigue ihre glänzendsten Triumphe feierten; es war der Tag der Hinrichtung Karls des Ersten, Königs von England und Schottland. Erst gegen 9 Uhr fing es an, etwas lebendiger zu werden. Melancholische Glockentöne rauschten durch die kalte, nebelfeuchte Luft und militairische Kolonnen bewegten sich geräuschvoll durch die Straßen der Stadt nach der Gegend des Towers, wo bereits eine große Volksmasse sich versammelt hatte, die unruhig auf- und niederwogte. Sie wollte Zeuge der tiefsten Erniedrigung ihres Königs sein.

Der entscheidende Augenblick war nicht mehr fern. In einem mäßig großen, schmucklosen Zimmer lag der König, in tiefe Andacht versunken, auf den Knien und flehte die Gnade des Himmels an. Ihm zur Seite standen zwei Geistliche, welche bestimmt waren, den Todesgang des Unglücklichen durch Trostsprüche zu erleichtern. Während hier die Busübungen mit heiligem Eifer betrieben wurden, befand sich in einem andern Zimmer des Towers, das von innen verschlossen war, ein Mann, welcher sich mit ganz andern Dingen beschäftigte. Sein hoher, kräftiger Körper war mit rothen, weiten Pluderhosen und mit einem Wamms von gleicher Farbe bekleidet; seine nervige Faust hielt ein scharfes, blankpolirtes Beil umfaßt, und vor ihm auf einem Tische lag eine schwarze Sammetmaske und ein schwarzes Barret mit einer rothen Hahnenfeder. Sein Inneres schien ungewöhnlich aufgeregt. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, dann blieb er gedankenvoll stehen und warf einen höhnisch-lächelnden Blick auf das gewichtige Instrument. Die Zeit schien ihm langsam zu verfließen; er zog eine kostbare, mit Diamanten besetzte Uhr aus der Tasche und sagte: „Noch zehn Minuten, großmächtigster König, und meine Rache wird sich in Deinem Blute kühlen. O, es ist ein süßes, ein wonniges Gefühl, sich so an seinem Feinde rächen zu können! Wohl hättest Du Dir niemals träumen lassen, daß ich es sei, der Dir Deinen Lebensfaden durchschneiden würde. Doch es wird Zeit, das Werk zu vollbringen!“ Bei diesen Worten ergriff er die vor ihm liegende Larve, drückte sie an sein Gesicht und band sie sorgsam fest; dann legte er das Barret auf sein Haupt und warf einen Mantel um seine Schultern. Er stand zum Aufbruch bereit. In diesem Augenblicke näherten sich Männertritte dem Zimmer. „Da kommen sie schon,“ sagte er leise, dann schob er den Riegel seitwärts und vor ihm standen zwei herculische Gestalten. Es waren die Knechte des Scharfrichters.

Dumpf erklang der Glockenton zum dritten Male. König Karl bestieg mit männlicher Fassung das Blutgerüst und wenige Augenblicke später — war er nicht mehr! Mit dem Tode des Königs hatte der herrschsüchtige Cromwell, auf dessen Wunsch an diesem Unglückstage so viel unnützes Gepränge angeordnet worden war, die schwindelnde Höhe des Thrones erreicht. Er selbst wohnte der blutigen Scene an einem Fenster mit wahrhaft teuflischer Schadenfreude bei. Dem kunstgewandten Streiche des Scharfrichters ward

rauschender Beifall zu Theil. Aber wer war dieser Mann? Warum hatte er sich maskirt? Niemand wußte es.

Ein langer Zeitraum war verflossen, Cromwell's Regiment war zu Ende und Georg II. hatte den englischen Thron bestiegen. Mit Frankreich in einen ernstern Krieg verwickelt, stand er eben auf dem Punkte, dem feindlichen Heere bei Dettingen eine Schlacht zu liefern. Georg selbst stand an der Spitze seiner Armee und hatte auch selbst den Plan zu dieser Schlacht entworfen. Schon waren die Reihen zum Kampfe geordnet, da warf Lord Stair, ein geübter Feldherr und Günstling des Königs, einen prüfenden Blick auf die Stellung des Feindes. Er überlegte das Gefährliche einen Augenblick, sprengte dann zu dem Monarchen, salutirte ehrfurchtsvoll und sagte:

„Ew. Majestät sind viel zu sehr auf das Glück und den Ruhm Englands bedacht, als daß ich glauben darf, Sie wollten beides in die Schanze schlagen. Gestatten mir Ew. Majestät daher einen unterthänigen Vorschlag zur schleunigen Abänderung des entworfenen Planes; denn die Stellung, die der Marschall Noailles eingenommen, so wie die Lage der Derter und die Beschaffenheit der Gegend lassen sicher den Verlust des Treffens fürchten.“

Der König blickte den Sprecher scharf an und wandte ihm verächtlich den Rücken. Tief gekränkt eilte der erfahrene Krieger auf seinen Posten zurück.

Die Schlacht begann; das Glück triumphirte diesmal über die Klugheit; denn die Engländer schlugen ihre Feinde in die Flucht. Was der Lord erwartet hatte, geschah; er fiel in Ungnade. Nach einem heftigen Wortwechsel mit dem Könige reiste er sogleich nach London zurück und war entschlossen, sich auf seine Güter nach Schottland zu begeben. Zum Abschied gab er den Abend vor seiner Abreise seinen Freunden ein prächtiges Souper. Die Tafel sollte eben aufgehoben werden und die Fröhlichkeit der Gäste hatte den höchsten Grad erreicht, als dem Lord einer seiner Diener ein Billet überreichte, welches ein Unbekannter gebracht hatte. Er öffnete es begierig und las:

„Ich empfehle mich dem Lord Stair! Nie hat sich sein Verdienst in größerem Glanze gezeigt als jetzt. Ich wünsche, ihm wesentliche Proben meiner Hochachtung zu geben. Möchte es doch Er. Herrlichkeit gefallen, diesen Abend um 8 Uhr nach der Stadt zu kommen. In der ... Straße, dem Hause mit dem

Schilde gegenüber, wird er ein dunkles Gäßchen finden. Man geht durch dieses Gäßchen, kommt an ein Haus, klopft an, und es wird aufgemacht werden. Man kommt ohne Begleitung. Der Lord wird zur bestimmten Stunde zuverlässig erwartet."

Der Lord lachte laut auf über den Inhalt des Billets und sagte zu einem seiner Freunde: „Sehen Sie nur, wie mich das Glück aussucht! Gewiß ist es eine liebevolle Schöne, die Verlangen nach mir trägt. Die Sache hat indeß ihr Bedenken. Man muß Philosoph sein, wenn man in Ungnade gefallen ist.“ Der Freund stimmte ihm bei; die Einladung wurde vergessen und der Lord brachte die Nacht mit seiner Gesellschaft zu.

Den andern Morgen erhielt er ein zweites Billet des Inhalts:

„Mylord! Ich glaubte, Sie verdienten den guten Ruf, in dem Sie stehen. Sollte ich mich in meiner Meinung geirrt haben? Ich biete Ihnen nochmals eine Gelegenheit, Ihren Fehler zu verbessern. Man erwartet Sie zu eben der Stunde und an eben dem Orte als gestern. Vernichten Sie die gute Meinung nicht, die man von Ihnen gefaßt hat und glauben Sie, daß, wenn Sie diesen Tag vorbeigehen lassen, Ihr Fehler niemals wieder gut gemacht werden kann.“

Das Gesicht des Lords glühte vor Zorn bei Lesung dieser Zeilen. „Was?“ rief er aus. „Wer Du auch bist, räthselhaftes Wesen, Du sollst mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen! Ich werde mich zu der bestimmten Stunde an dem bezeichneten Orte einfinden. Wir wollen doch sehen, wer es wagt, mir auf diese Art zu schreiben!“

Er fuhr fort, seine Sachen zur Abreise in Ordnung zu bringen. Ungewiß, was er von der geheimnißvollen Einladung denken sollte, stellte er sich ohne Begleitung an dem bestimmten Orte pünktlich ein. Er stieg bis in die fünfte Etage eines Hauses hinauf, wo Alles das Gepräge der tiefsten Armuth trug. Dieser ungewohnte Anblick verursachte ihm einige Unruhe. Er stand vor einer Thüre. Nach minutenlangem Zögern klopfte er an. „Wer da?“ fragte im Innern eine unbekannte Stimme.

„Lord Stair!“ war die Antwort.

„Herein!“ schallte es von Neuem in einem ziemlich trohigen Tone. Die Betonung frapirte den Lord. Er machte indeß die Thüre auf und gelangte durch eine Art von Vorfaal in ein Zimmer, das von einer

Lampe spärlich erleuchtet wurde. Dabei kam ihm Alles so unheimlich, so grauenvoll vor, daß er sich nicht erwehren konnte, die Hand an seinen Degen zu legen.

„Sie fürchten sich?“ fragte man aus einem Bette. „Ich mich fürchten?“ entgegnete der Lord, indem er den Degen losließ, und näherte sich dem Bette. Hier erblickte er das durchfurchte Gesicht eines Greises, der kaum noch einem Menschen ähnlich sah. Ein langer weißer Bart reichte ihm bis zur Brust herab. Die beiden Männer sahen einander betroffen an und schwiegen.

„Lord Stair!“ nahm endlich der Alte das Wort, „ich freue mich, Sie zu sehen; der Ruhm, den Sie sich erworben haben, schmeichelt mir. Ich bitte, nehmen Sie Platz und fürchten Sie nichts von einem Manne von 125 Jahren.“

Voll Erstaunen und Erwartung, wie sich der außerordentliche Vorfall entwickeln werde, stand der Lord wie an den Boden gefesselt. Endlich setzte er sich.

„Ihre Standhaftigkeit,“ fuhr der Alte fort, „und die dem König ertheilten weisen Rathschläge, so wie die Ungerechtigkeit des Königs gegen Sie, sind bis zu mir gedrungen. Der Himmel ist im Begriff, Ihren Muth zu belohnen. Sie verdienen von dem Blute der Edelsten des Landes abzustammen. Haben Sie nicht gewisse Papiere nöthig, die für Ihre Familie, für Ihr Glück und für Ihren Adel äußerst wichtig sind?“

„Ja,“ versetzte der Lord mit einem von Hoffnung leuchtenden Blicke nach dem Alten; „diese Papiere sind verloren gegangen, man weiß nicht, durch welchen Zufall. Ich habe die sorgfältigste Nachforschung deshalb angestellt, aber vergebens. Mit diesem Verlust beklage ich nicht nur den dritten Theil meines Vermögens, sondern auch die Ansprüche auf Titel und Rechte, die für mich und meine Nachkommen von großer Wichtigkeit sind.“

„Gut,“ antwortete der Alte, „hier ist ein Kästchen und hier der Schlüssel; öffnen Sie es.“

Der Lord nahm den Schlüssel mit ungestümer Hast, öffnete mit zitternden Händen das Kästchen, warf einen Blick auf die darin befindlichen Papiere und rief aus, indem er seine Hände gegen den unbekanntem Alten ausstreckte: „Großmüthiger Mann! Wer Sie auch sein mögen, reichen Sie mir Ihre Hand! Ich finde mein Vermögen und die Gerechtfame meiner Vorfahren wieder! Gerechter Gott! Wem hab' ich diesen Dienst zu danken?“

„Deinem Keltervater! Komm, mein Sohn, und umarme mich!“

„Meinem Keltervater?“ rief der Lord außer sich.

„So ist es, mein Sohn,“ fuhr der Alte fort.

„In Deinen Adern fließt mein Blut, und ich danke dem Himmel, daß er mir vergönnte, Dir noch eine Mittheilung zu machen. Es sind vielleicht die letzten Augenblicke, vielleicht die letzten Worte meines Lebens; darum höre, mein Sohn, was ich Dir sage und — zittere!“

Dem Lord erschien Alles wie ein Traum, der Alte aber fuhr fort: „Du kennst die Wuth unserer Nation, oder besser die Verbrechen, deren sie sich schuldig machte. Alles vereinigte sich zur Verurtheilung Karls des Ersten, unseres rechtmäßigen Königs und Herrn. Du weißt, daß er sein Leben auf dem Schaffot verlor; daß ein verlarvter Mann ihm den Kopf abschlug, und daß man bis diese Stunde den Mann nicht kennt, der diese That vollzog . . .“

„Sollten Sie diesen Mann kennen?“ unterbrach ihn der Lord.

„Ja, ich kenne ihn gar wohl,“ fuhr der Alte unter Thränen und Seufzern fort. „Dieses Ungeheuer, mein Sohn, dieser Bösewicht, der den Tod tausend Male verdiente — bin Ich.“

„Wer? Sie? mein Keltervater?“ rief der Lord mit zitternder Stimme. „Sie wären einer solchen That fähig gewesen?“

„Ich selbst,“ versetzte der Alte, „bin es, der seine Hand mit dem geheiligten Blute der Majestät besleckte. Die Rache war es, mein Sohn, die mich zu dieser henkermäßigen That verleitete. Ich hatte von diesem Prinzen Gewaltthätigkeiten, Ungerechtigkeiten und den größten Schimpf, der nur ein Vaterherz treffen kann, erfahren — Er hatte meine Tochter entehrt! Dafür brachte ich meiner Wuth den Staat, meine Pflicht, ja selbst die Menschlichkeit zum Opfer; ich weihte mich dem Dienste des barbarischen Cromwell. Ich erleichterte ihm die Verschwörung der Nation und war ihm behilflich zur Ausführung seiner verbrecherischen Pläne; ich bahnte ihm den Weg zum Throne; ich suchte nichts, als mich zu rächen. Für alle diese nichtswürdigen Dienstleistungen verlangte ich von dem Usurpator nichts, als die Erlaubniß — Himmel, soll ich's sagen? — meinen König mit eig'ner Hand zu ermorden. Cromwell erfüllte meinen Wunsch, Carl der Erste bestieg das Schaffot und ich — war sein Henker.“

„Heiliger Gott! Sie? der Henker des Königs Karl?“ rief der Lord aus, der einen Blick der Ver-

zweiflung auf den Alten warf und kaum seiner Sinne mächtig zu bleiben vermochte.

„Zu dieser verbrecherischen That hat mich, mein Sohn, wie ich Dir schon gesagt, der Durst nach Rache verleitet. Seit jenem schrecklichen Tage ward mein Herz von tausend Furien zerfleischt. Ich verbannte mich aus England. Aber der Himmel wußte mich zu strafen; er hat meine Tage weit über die Gränzen des menschlichen Lebens verlängert. Nachdem ich beinahe 80 Jahre, meiner Familie, meinen Freunden und der ganzen Welt unbekannt, mit einer fast unerträglichen Bürde belastet, in Europa herumgeirrt war, kehrte ich endlich in der größten Armuth zurück, um wenigstens auf heimischem Boden, in dem Lande, das ich seines Königs beraubt habe, zu sterben. Dieses Kästchen war das einzige Ueberbleibsel meines Glücks und meines Vermögens; ich habe es stets als ein Heiligthum betrachtet. Durch eine Frau, die mich bedient und weder meinen Namen noch mein Verbrechen kennt, erfuhr ich alle Deine edlen Handlungen und auch Deine ehrenvolle Ungnade. Etwas zu Deinem Glück beitragen und Dir ein Gut einhändigen zu wollen, was Dir gehört, war noch mein einziger Wunsch. Nun sterb' ich gern. Mein Sohn, Du zitterst; geh' und fliehe den verhassten Anblick eines Königsmörders! Wenn Du aber mein Verbrechen verabscheuest, beweine zugleich mein Andenken; denn wenn die blutigste Reue zureichte, eine so abscheuliche Schandthat auszuföhnen, so würde ich die Rache des Himmels befriedigt haben.“

Der Lord war wie vernichtet. Er kämpfte mit sich einen fürchterlichen Kampf, der seine Kräfte aufzureiben drohte. Endlich jedoch ermannte er sich, gab der Stimme der Natur nach und warf sich dem reuevollen Greise in die Arme. „Der ganze Vorfall sei vergessen!“ rief er aus. „Sie bereuen Ihr Verbrechen, Sie sind unglücklich und Sie sind mein Vater! Ermuthigen Sie sich; auch der Himmel wird Ihnen gnädig sein!“

Hierauf suchte er seinen Keltervater zu überreden, ihm unter einem fremden Namen nach Schottland zu folgen. Der Alte schlug das Anerbieten aus. Durch wiederholte Bitten und Thränen des Lords ermüdet, gab er endlich nach. Am andern Morgen kam der Lord, ihn abzuholen, aber der Alte war verschwunden. Er verzögerte nun seine Abreise und stellte die sorgfältigsten Nachforschungen an, jedoch vergebens.

Den ganzen Vorgang als unverbrüchliches Geheimniß in seine Brust verschließend, trat endlich der

Lord in Begleitung eines Dieners die Reise nach Schottland an. Auf dem Wege dahin gelangte er eines Tages in eine einsame Gegend. Da erregte ein Heer von Raben, das bei dem Näherkommen des Wagens geräuschvoll aufflog, seine Aufmerksamkeit. Neugierig, was diese Thiere in so großer Menge angelockt habe, befahl er dem Diener auszustiegen und nachzusehen. Dieser that, wie ihm befohlen, und kehrte alsbald mit der Nachricht zurück, daß ein alter Mann mit einem langen eisgrauen Barte, wahrscheinlich ein Bettler, sein Leben dort beendet habe, an dessen Leichnam sich nun die Raben gütlich thäten. Diese Worte durchzuckten den Lord wie ein electrischer Schlag. Ein Gefühl dunkler Ahnung regte sich in ihm und er verlangte mit leiser wehmuthsvoller Stimme nach dem Orte hingeführt zu werden. Bei dem Anblick des übelgerichteten Leichnams hatte der Lord alle seine Fassungskraft nöthig, um sich aufrecht zu erhalten; denn er stand vor der Leiche seines Keltervaters. Mit Hilfe seines Dieners grub er ein Grab und legte die sterblichen Ueberreste des Alten sorgsam hinein. Bei dieser Handlung der Pietät entrann seinem Auge unvermerkt eine Thräne. Einen Augenblick später setzte er seine Reise fort und dachte bei sich: „So starb ein Edler aus einem der reichsten Geschlechter Schottlands; so starb der Mörder König Karls des Ersten!“

Miscellen.

(Champagnerangelegenheiten.) So verbreitet die Vorliebe für den Champagner und so groß der Verbrauch dieses Weines in der ganzen Welt ist, so wenig dürfte die Bereitungsart desselben bekannt sein. Sie erfordert viel Mühe und Sorgfalt. Die Trauben schon werden sehr sorgfältig gepflückt; jede verborbene Beere wird ausgelesen. Auch sorgt man dafür, daß die Trauben auf dem Wege zur Presse nicht beschädigt werden. Der Most wird nicht sogleich auf Fässer gefüllt, sondern bleibt einige Stunden in einem offenen Gefäße stehen, damit er das Trübe absetze; sobald aber die Gährung beginnt, bringt man ihn auf die Fässer, so daß also die Gährung absichtlich gehemmt wird. Zu Weihnachten nach der Weinlese, bei trockenem Wetter, wird der Wein geklärt, oft zwei bis drei Mal und im folgenden März auf Flaschen gezogen, deren Festigkeit man vorher sorgsam prüft. Dann beginnt die Gährung und es tritt ein heftiges Aufbrausen ein, von dem die spätere Güte des Weins abhängt. Nicht alle Weine beginnen dieses Aufbrausen zu gleicher Zeit, in einigen tritt es schon nach vierzehn Tagen ein, in andern erst nach einem Monat und oft muß

man für eine Temperaturänderung sorgen, um sie zu beschleunigen. Einige Weine brausen erst im nächsten August auf, werden dann aber auch sehr schnell gut. Der Verlust an Flaschen ist sehr bedeutend; wenn er nicht über 16 Proc. beträgt, ist der Weinzüchter sehr zufrieden. Die Keller der großen Champagnerfabrikanten gleichen einer guteingerichteten Fabrik. Jede Flasche muß mehrmals gestöpselt und wieder entstöpselt werden. Bei Moët in Epernay sind oft zehn Werkstätten im Gange. Seine Keller sind in Felsen gehauen, von außerordentlichem Umfange, so schwer zu durchwandern wie das alte Labyrinth und liegen sechs Fuß hoch voll Flaschen. Oftmals zählt man 600,000 Flaschen da, die der weitem Vervollkommnung unterworfen werden müssen. Die Flaschenlager müssen sorgfältig beaufsichtigt werden und die Arbeiter tragen Masken von Drahtgaze, um die Augen vor den Glassplittern zu schützen, welche immer überall umherfliegen. Der aus den zersprungenen Flaschen auslaufende Wein muß rein entfernt werden, sonst verdirbt er den gesunden. Deshalb sind überall Abzugscanäle angebracht. Zerspringen mehr als 16 Flaschen von hundert, so wird der Wein in einen kältern Keller gebracht oder man nimmt die Stöpsel ab, um das überflüssige Gas herauszulassen, und stöpselt sie dann von neuem. Die meisten Flaschen zerspringen im August; von dem Ende Septembers an ist nichts mehr zu fürchten und man nimmt nun den Flaschenhaufen weg, um die zerbrochenen Flaschen zu entfernen und das sogenannte dégagement vorzunehmen, was darin besteht, daß man die Flaschen umkehrt, um den Bodensatz in den Flaschenhals zu bringen, und sie täglich zwei Mal schüttelt. Dann dreht man den Draht über dem Stöpsel ab, um das Gas explodiren zu lassen, was zugleich den Bodensatz mit entfernt. Die Flaschen werden darauf mit schon degagirtem Wein wieder vollgefüllt, von neuem verkorkt und zum Verkauf bei Seite gestellt. Ehe man die Flaschen absendet, etwa vierzehn Tage vorher, wird diese Operation noch einmal vorgenommen und man sieht daraus, welche Mühe es kostet, ehe der Champagner trinkbar wird. — Bekannt ist der große Champagnerstreit, der unter Ludwig XIV. in Frankreich zwischen den Freunden des Champagners und des Burgunders mit großer Erbitterung und in zahlreichen Schriften geführt wurde und bei dem die Facultäten zweier Universitäten ihr Gutachten über die Eigenschaften jener beiden Weine abzugeben hatten. Der Streit dauerte mehrere Jahre.

(Ein seltener Mann.) In einer der neuesten Nummern der bekannten englischen Zeitung *The Times* liest man unter anderen Ankündigungen auch folgende: „Dem hohen Adel und verehrten Publikum von England erlaubt man sich anzuzeigen, daß der Einsender ein „Genie“ ist, der Alles durch sich selbst erlernte. Er hat (meistens zu Fuß) das vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland, Holland, Deutschland, die Schweiz, Belgien, Frankreich und Italien durchreist, eine populäre Zeitung herausgegeben, einen dreibändigen Roman,

ein System der Theologie und ein Drama geschrieben, Hamlet studirt, politische Vorlesungen gehalten, ist Prediger, Dorfschullehrer, Pfandleiher und Krämer gewesen, hat mehr als einen Sectenstifter kennen gelernt und befindet sich jetzt (der Vorlesung sei's gebankt!) in guter körperlicher und geistiger Gesundheit, wird nicht von Schulden gedrückt und lebt mit allen Menschen in Frieden. Während seines noch übrigen Lebens würde er gern die Stelle eines — *Secretairs* oder Begleiters irgend eines Abeliggen oder reichen Herrn annehmen, der in ihm einen sonst unfläten, jetzt aber sehr gefezten Mann verpflichten würde, dessen höchste Freude es ist, Alle um sich her fröhlich und glücklich zu sehen und zu machen. Man wende sich zc. zc.

(Ein Gesandter in Constantinopel.) Man erinnert sich wohl noch, daß der persische Gesandte in Constantinopel im Jahre 1842 sich in der größten Noth befand, daß er kein Geld von seiner Regierung erhielt, daß er Alles verkauft hatte, um nur sein Leben zu erhalten und daß sich die Pforte endlich seiner erbarmte und ihm einige tausend Piaster zukommen ließ. Solche Vorfälle sind im Oriente nicht selten, da es die orientalischen Regierungen gern zu vergessen scheinen, ihre Gesandten mit Geld zu versehen; am schlimmsten aber erging es in Constantinopel einem mingrelischen Gesandten, der mit einem Gefolge von etwa zweihundert Personen in der Hauptstadt der Türkei ankam. Anfangs übernahm es die Pforte, ihn und sein ganzes Gefolge zu unterhalten, da sich aber die Verhandlungen in die Länge zogen, und nicht so ausfallen wollten, wie es die Pforte wünschte, so brach sie von dem Unterhalte der Gesandtschaft von Tag zu Tag mehr ab, bis sie endlich gar nichts mehr gab. Der mingrelische Gesandte ließ sich indes dadurch keineswegs einschüchtern und wußte sich auf eine eigenthümliche Weise Geld zu verschaffen. Er schickte nämlich einige aus seinem Gefolge, lauter schöne junge Leute, auf den Sklavenmarkt, ließ sie da verkaufen und lebte von dem Erlös, worauf er wieder einige verkaufte. Das ging so eine ziemlich lange Zeit fort. Auch der englische Gesandte, *Ker Porter*, hatte mit dem Mingrelier zu unterhandeln; er schloß mit demselben auch ab und sagte dann: „Das Uebrige wollen wir unsern *Secretairen* überlassen.“ — „Sehr wohl,“ antwortete der Mingrelier, „aber es steht dem doch ein kleines Hinderniß entgegen. . . Ich will Ihnen die Wahrheit ohne Umschweife sagen; ich brauchte in voriger Woche so dringend nothwendig baares Geld, daß ich, namentlich da mein ganzes Gefolge verschwunden war, mich genöthigt gesehen habe, meinen *Secretair* — zu verkaufen.“

(Prächtige Trachten.) Der Capitain von *Orlich* schildert in seinen „Reisen in Indien“ (Leipzig, Mayer) auch den Fürsten von *Lahore* und dessen nächste Umgebungen. Der Prinz *Purthaub Sing* ist ein hübscher, aber sehr zarter Knabe und durch schlecht gewachsene Zähne sehr entstellt. Er trug ein Schild auf seiner Achsel und einen Degen in der Hand, war

in gelbe Seide gekleidet und sein Turban, sein Hals und seine Ohren mit Perlen und Diamanten reich behangen. *Dhian Sing*, der ihn führte, trug unter einem blau seidnen Jackett ein Panzerhemd, darüber einen silbernen Cuirass, hellbraune, dichtantliegende Lederpantalon und rothe mit Gold gestickte Schuhe, die er, der Landesitte gemäß, beim Eintritt auszog. Sein silberner Helm, der mit Perlen und mit gelben und blauen seidnen Shawls umwunden war, welche auf die Schulter herabhängen, war mit einer Feder geschmückt, die durch eine Akrase von Rubinen gehalten wurde. Als ich ihn, den schönsten Mann seines Volkes, auf seinem Braunen mit dem goldenen Zügel und einem Pantherfell, einen Stab in der Hand, dahin reiten sah, hätte ich glauben können, einen der Heroen des Alterthums vor mir zu sehen. . . Das Gefolge war eben so prachtvoll gekleidet und sah eben so elegant als materisch aus.“

Generalcorrespondenz.

Kaum dürfte es in Deutschland ein zweites Theater geben, das so viele Neuigkeiten bringt, als das Leipziger. Jede Woche haben wir in der letzten Zeit ein neues großes Stück gesehen; in der letzten wiederum *Bauernfelds* „Ein deutscher Krieger“, welches eine beifällige Aufnahme fand. —

Der bekannte Wetterprophet und Herausgeber der meteorologischen Zeitschrift „*Zeus*“, Prof. *Stiefel* in Karlsruhe, hat verkündigt, daß die kalte jetzige Witterung mit geringen Abwechselungen bis zum vierten April anhalten werde. —

Wenn der Besitzer eines Schlosses seine Zimmer mit seltener Pracht meubliren will, so bietet sich jetzt eine Gelegenheit dar, eine seltene Sammlung von kostbaren Meubles zu erwerben, die mit großen Kosten und durch jahrelange Mühe zusammengebracht worden sind. Der russische Staatsrath *Baron von Schweizer* nämlich, dessen Haus in Stuttgart berühmt war, will sich nach Italien übersiedeln und hat sein reiches Mobiliar an zwei Händler verkauft, die es womöglich im Ganzen wieder veräußern wollen. *Baron Schweizer* bewohnte fünf Zimmer, in denen die Meubles übereinstimmend ausgesucht waren. Das erste enthielt bloß Ebenholz mit Elfenbein, das andere Rosenholz mit Goldbronce, das dritte vergoldete Meubles, das vierte Boule mit Silber, das fünfte rothe Schildkröte mit Silber. Alle diese Meubles waren sehr alt und gut erhalten. In jedem Zimmer befanden sich Tische, Kommoden, Schreibtische, Schränke, Kabinete, Stühle zc. An den Wänden hingen herrliche Gemälde, auf den Tischen und unter den alten venetianischen Spiegeln standen kostbare Uhren, Bronzen, florentinische Mosaik, Marmor, Malachit, *Lapislazuli*. Dazwischen hingen kostbare mit Edelsteinen besetzte türkische Waffen und eine Sammlung aller möglichen orientalischen Pfeifen von großem Werthe. —

Die Vorstellung von *Webers* „*Curyanthe*“ in dem Berliner Opernhause, deren Ertrag für *Webers* Denkmal bestimmt war, hat 256 Thlr. eingebracht, wie man jetzt vernimmt, und

Meyerbeer will nun zu demselben Zwecke noch ein Concert in der Singakademie veranstalten. —

Nirgends dürfte die Noth jezt, wo sie in Folge der anhaltenden Kälte überall groß ist, so grauenhaft sein, als in jenen Gegenden Ostpreußens, welche im vorigen Jahre von der großen Ueberschwemmung heimgesucht wurden. Leute in Bersch-Kalle sollen ein im vorigen Herbst vergrabenes todttes Stück Vieh aus der Erde geholt und verzehrt haben; drei Männer im Kirchspiele Tucha schlugen sich, nach der Aussage des dortigen Pfarrers, um ein todttes Schaf. —

Die Juden halten noch immer fest an ihren alten Sagen. Ein israelitischer Bürger in Frankfurt a. M. erbot sich neulich, 2000 Gulden zu dem Baue der dortigen neuen Synagoge zu geben, wenn in derselben mindestens alle vierzehn Tage am Sonntag feierlicher Gottesdienst — unbeschadet des Gottesdienstes am Sonnabend — gehalten werde; man lehnte aber dies Geschenk mit der Bemerkung ab, daß die große Mehrheit der Gemeindeglieder sich noch nicht auf dem Standpunkte befinde, auf welchem der Geber stehen möge. —

Spontini hat dem Pariser Vereine zur Unterstützung von Musikern folgende interessante Schenkungen zugewendet, nämlich seine Autorrechte in Frankreich, seine Bibliotheken in Paris, die Handschriften seiner bereits veröffentlichten Compositionen für Theater, Kirche und Concert, seine noch nicht herausgegebenen Compositionen jeder Art, unter denen sich auch größere Werke befinden, die der Componist für Berlin geschrieben und auch nur dort zur Aufführung gebracht hat, seine theoretischen Schriften und seine Denkwürdigkeiten, sowie endlich seine große Sammlung von Briefen von Componisten, Schriftstellern, Künstlern und hochgestellten Personen. — Während seiner Wirkungszeit in Berlin wendete der immer als geizig verschrieene Spontini den Ertrag des ihm zustehenden Benefizconcerts jedesfalls der Unterstützungscasse der Musiker zu und erwarb derselben auf diese Weise bedeutende Summen. —

Jordan ist endlich seiner Haft entlassen, wenn auch vorläufig nur gegen Caution. — Der Dichter Lenau dagegen befindet sich noch immer in den Banden des Wahnsinns, doch ist sein körperliches Befinden gut, und sein Arzt hofft deshalb, daß es auch gelingen werde, den Geist wieder von dem ihn umnachtenden Dunkel zu befreien. Der Arzt bedauert nur, „daß die Goldstücke großer und edler Gedanken, die der Dichter in den hellen Augenblicken mit vollen Händen austreut, verloren gehen.“ —

In Stuttgart soll das Hoftheater um- oder neu gebaut werden und es wird schon jezt in dem weißen Saale des Schlosses gespielt, der aber nur etwa 300 Zuschauer faßt. —

In England besteht bis auf den heutigen Tag noch die aus dem mosaischen Gesez herkommende Bestimmung, daß der leblose Gegenstand oder das Thier, welches den Tod eines Menschen veranlaßt, der Krone verfällt oder losgekauft werden

muß. Bei uns in Deutschland ist dieses Gesez schon seit langer Zeit abgeschafft worden. In England will man es jezt endlich auch beseitigen und es kam im Parlamente zur Sprache, wo es durch viele merkwürdige Beispiele erläutert wurde. Deodand (so heißt diese Bestimmung) ist z. B.: wenn Jemand ohne meinen Willen meinen Degen nimmt und tödtet damit einen Dritten, so ist dieser Degen der Königin verfallen. Nicht nur der Dchs, der einen Menschen todtstößt, verfällt der Strenge dieses Gesezes, sondern auch das Pferd, dessen Reiter den Hals bricht; fällt ein Reiter vom Pferde in einen Mühlbach und wird durch das Mühlrad zermalmt, so sind Pferd und Mühlrad Gott verfallen (Deodand). Steigt ein Mensch auf das Rad eines stillstehenden Wagens, fällt herunter und stirbt in Folge davon, so ist das Rad allein verfallen; ist aber der Wagen in Bewegung, so verfällt nicht blos das Rad, sondern der ganze Wagen mit Pferden und Ladung. Fällt Jemand im Schlafe oder Rausche von dem Sitze oben auf einem Wagen herunter, so sind Wagen, Pferde, ja das Gepäck sämmtlicher anderer Passagiere verfallen. . . Ursprünglich wurde der so verfallene Gegenstand verkauft und der Erlös zu Messen für den Todten bestimmt, um seine Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen. Seit England nicht mehr katholisch ist, muß die Geldstrafe an die Königin gezahlt werden. Noch vor ganz kurzer Zeit mußte eine Locomotive, die einen Menschen todtgefahren hatte, und deshalb nach diesem alten Geseze verfallen war, mit 1000 Pfd. St. (7000 Thln.) ausgelöst werden. —

Ein eigenthümlicher Fall kam kürzlich in Baltimore vor, wo ein Mann vor Gericht stand, der drei Frauen geheirathet hatte, ohne daß eine gestorben oder er von einer geschieden war. Bei den Verhandlungen ergab es sich, daß der Angeklagte der Sohn einer Sclavin und folglich selbst Sclave sei. Als solcher kann er keine gültige Ehe mit einer Weißen eingehen; seine drei Ehen sind demnach sämmtlich ungültig und der Mann wurde freigesprochen. —

In Paris erschien vor einigen Tagen ein Landschaftsmaler, dem Namen (Otto) nach ein Deutscher, vor dem Zuchtpolizeigericht, weil er — gebettelt hatte. Er entwarf eine entseßliche Schilderung von seiner Noth, da er keine Beschäftigung finde und dankte dem Gerichte, daß es ihn zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilte, weil er da doch werde zu essen bekommen. —

Man hofft, die zertrümmerte Portlandvase so wieder zusammensetzen zu können, daß man die Beschädigung nur bei genauer Besichtigung bemerken könne. —

Die neue Oper Meyerbeer's: „Die Afrikanerin“, nach dem bekannten französischen Romane „Durica“ kommt nun wirklich in kurzer Zeit in Paris zur Aufführung. —